

Karl Jettmar

Das Vaterbild als Thema der Ethnologie

Vorbemerkung: Aussagemöglichkeiten ethnologischer Forschung

Die Ethnologie betrachtet es als wichtigste und dankbarste Aufgabe, menschliche Gemeinschaften zu studieren, bei denen scheinbar naturwüchsige, de facto aber raffiniert ausgespinnene Verwandtschaftsbeziehungen fast alle Aspekte nicht nur des sozialen, sondern auch des wirtschaftlichen und politischen Lebens erfassen und koordinieren, sogar die Religion bleibt nicht ausgespart. Entscheidungen, die sich in der modernen Gesellschaft auf privatester Ebene vollziehen, etwa die Wahl des Ehepartners, werden ebenso vorprogrammiert wie Bereiche, in denen wir heute öffentlich-rechtliche Instanzen einsetzen. Selbst die größten Verbände mit Identitätsbewußtsein, meist Stämme genannt, stellen sich als bloßes Nebeneinander von Verwandtschaftsverbänden dar. Deshalb spricht man von »segmentären Gesellschaften«.

Das Feld ethnologischer Studien ist jedoch nicht auf dieses zentrale Thema beschränkt. Es umfaßt einerseits auch einfacher organisierte Lokalgruppen der Wildbeuter und Sammler, andererseits reicht es über zahllose Zwischenstufen bis zu den arbeitsteiligen und hierarchisch geordneten Gesellschaften, unsere eigene nicht ausgenommen. Aber selbst in den Grenzbereichen sind Fragestellungen und Lösungswege durch die Erfahrungen mit dem primären Thema der Verwandtschaftsstrukturen bestimmt. Im Kontrast mit einer fremden, heute untergehenden Welt erkennt so der Ethnologe die Wunderlichkeiten unserer eigenen Zustände. Er versucht, einen Überblick über die ganze Spannweite menschlicher Möglichkeiten zu gewinnen.¹ Würde es ihm gelingen, ihre Realisierungen in ein kohärentes System multilinear geordneter Modelle einzufangen, dann könnte der Ethnologe das leisten, was der Historiker fast aus dem Auge verloren hat, nämlich den Entwurf einer Theorie der Geschichte.

Mit dieser Aussage, die sich auf Morgan ebenso berufen könnte wie auf W. Schmidt, ist vorgezeichnet, mit welchem allgemeinsten und wichtigsten Hinweis der Ethnologe auf die Herausforderung antworten kann, sich über das Vaterbild aus der Sicht seiner Disziplin zu äußern in einem Kreis, der aus Philologen, Theologen, Orientalisten, Philosophen, Ärzten und, last not least, Sozialwissenschaftlern besteht.

Der Vater im Netz der Verwandtschaftsbeziehungen

In Gemeinschaften, deren Sozialbeziehungen überwiegend im Rahmen von Verwandtschaftsverbänden reguliert und programmiert werden, kann das Verhältnis zwischen Vater und Kind nicht jene zentrale Bedeutung einnehmen wie in der »erweiterten Familie« oder der heute aktuellen Individualfamilie. Der Vater ist nur ein – allerdings wichtiger – Knoten in einem reich verschlungenen Gewebe. Er wird in seinen Einflußmöglichkeiten beschränkt, gleichzeitig entlastet. Seinen Einfluß muß er mit den Angehörigen der älteren Generation teilen, mit seinen eigenen Brüdern, mit den Verwandten seiner Frau, wobei jeweils ein bestimmtes Verhalten erwartet wird – d. h. man spielt mit verteilten Rollen. Sein wichtigster Mitspieler ist fast immer der (ältere) Bruder der Mutter. Er kann sich jenes gefühlsbetonte Nachgeben, die fast weibliche Herzlichkeit leisten, die sich der Vater als Autoritätsperson versagt. Es kann freilich sein, daß der Mutterbruder die Kontrollfunktion übernimmt und dem Vater ein Ausleben seiner Liebe und Güte gestattet. Solche Gesellschaften nennen wir dann, meist zu Unrecht, mutterrechtlich.

Die Fähigkeit, sich ganz als Glied eines Verbandes von Blutsverwandten zu erleben, bedeutet nicht unbedingt einen Persönlichkeitsverlust, eher könnte man von einer Ausweitung der Identität sprechen. Am leichtesten läßt sich dieses Aufheben uns vertrauter Grenzen in der Verwandtschaftsterminologie zeigen. Sowohl in der Anrede wie im Gespräch gegenüber Dritten werden ganze Klassen von Anverwandten mit dem gleichen Wort bezeichnet. Dem entspricht – allerdings nicht deckungsgleich – das Verhalten. Häufig werden mit dem Ausdruck »Vater und Mutter«, »Bruder und Schwester« starkköpfige Personengruppen gleicher Generationsebene abgedeckt. Es kommt auch vor, daß Kinder mit dem gleichen Wort angesprochen werden, das den Eltern gebührt. Dies zeigt z. B. ein Paradigma, das in einem ethnologischen Lehrbuch vor uns ausgebreitet wird.² Es beruht auf eigenen Feldforschungen des Verfassers bei den Bayansi, einer Bantu-Gruppe am Unterlauf des Kwilu. Die Bezugsperson des Schemas versteht sich selbst als potentieller Angehöriger der übernächsten Generation, als Kind seiner eigenen Kinder. So kann ein Mann die Tochter seiner Tochter als Ehefrau ansprechen, seine Gattin nennt »Ehemann« den Sohn ihres Sohnes. Freilich, solche Möglichkeiten werden nicht direkt realisiert. Die Tochter wird vielmehr dem Sohn der Schwester – in einer matrilinearen, d. h. die Verwandtschaft primär in weiblicher Linie definierenden Gesellschaft, ist es der legale Erbe – überlassen, wobei aber der Überlassende das Recht erwirbt, die Nachkommen aus der Verbindung als seine eigenen Kinder zu betrachten. Im gleichen Atem nennt man sie »Großeltern«, der Sprechende stand ja selbst in einem analogen Identitätsverhältnis zu dieser Generation. Wir haben

es hier mit einem alternierenden System zu tun. In bestimmten Fällen werden Ehen zwischen den Generationen ermöglicht, ja erwartet. So heiratet ein Bayansi präferentiell die Tochter der Tochter seines Mutterbruders. Die Verhältnisse, die sich hier entwickeln, lassen sich verstehen, wenn man eine Reinkarnationslehre unterstellt. Vaterschaft ist hier nur ein Beitrag zu einer mächtigen Welle, die über die Köpfe der Beteiligten hinwegrollt.

Wir kennen in unserer Gesellschaft voraussehbare Konflikte zwischen Verwandten, Konstellationen, in denen Überlegenheitsreaktionen und Ausweichen des Schwächeren unvermeidlich sind. Im Bereich der übermächtigen Verwandtschaftsverbände werden sie entschärft, dadurch daß sie gewissermaßen von vornherein als Pflicht auferlegt werden. So weiß denn jeder Sippenangehörige nicht nur, wem er gehorchen muß, er weiß auch, wen er meiden soll (kurioserweise häufig die Schwiegermutter), wen er hänseln und ausnutzen darf und wo er gelegentlich sexuelle Tröstung findet. Dabei wird säuberlich verteilt, so daß das uns vertraute Dilemma vermieden wird, eine Person zugleich lieben und fürchten zu müssen.

Vielfältige Funktionen des Vaters im Verwandtschaftsverband

So sehr der Vater im Rahmen eines solchen Verwandtschaftssystems entlastet und in seinen Vollmachten eingeschränkt wird – es bleiben ihm doch noch zahlreiche Funktionen, ganz einfach deshalb weil viele jener Institutionen fehlen oder nur rudimentär entwickelt sind, zwischen die heutzutage die Familie eingeschachtelt ist, Schule, Militär, Sozialversicherung etc. Deren hartes Funktionieren muß ersetzt werden.

Vor allem in patrilinearen Gesellschaften ist der Vater Bezugspunkt, um die Position des Kindes innerhalb der Verwandtschaftsordnung zu bestimmen. Bei matrilinearen Gesellschaften stellt er die Verbindung zu der korrespondierenden Einheit her, der das Kind zwar nicht angehört, die aber unterschwellig an dessen Wohlergehen interessiert ist.

Manche Ethnologen haben die Legitimationsaufgabe als entscheidende Leistung des Vaters aufgefaßt. Gerade bei afrikanischen Gesellschaften sei es nicht allzu wichtig, ob die »automatische« Adoption des Kindes durch den Ehepartner der Mutter mit dem physischen Zeugungsakt verbunden sei.³

Das geht mit der Notwendigkeit Hand in Hand, als Bevollmächtigter der Verwandtschaftsgruppe gegenüber dem Kind aufzutreten oder aber die Interessen des Kindes vor diesem Forum wahrzunehmen. Dabei ist es wichtig, welche Position der Vater selbst hat. Er kann Vorstand einer extensiv erweiterten Familie sein und auch deren Wohl

im Auge haben. Ich kenne nur wenige Arbeiten, die sich adäquat mit diesem Problem beschäftigen. Eine davon ist eigentlich einer theoretischen Diskussion gewidmet, die hier nicht weiter interessiert. Es geht darum, den soziologischen Begriff der »Rolle« differenzierter und leichter verwendbar zu gestalten. Dabei wird Feldforschungsmaterial vorgelegt, das der Autor selbst unter den Kwaio auf den östlichen Salomonen gesammelt hat.⁴

Das Verhältnis des Vaters zum Kinde wird zunächst dadurch bestimmt, daß der Vater dem Haushalt vorsteht, in dem das Kind lebt. So muß er die ökonomischen Belange dieses Haushalts, gewissermaßen das Betriebsvermögen kontrollieren, was selbstverständlich das Kind tangiert. Er trägt durch seine Arbeit zum Betriebsvermögen bei, dafür kann er vom Kind jetzt und in Zukunft bestimmte Leistungen verlangen. Solche Leistungen darf er aber von ihm auch für die übrigen Mitglieder des Haushalts fordern. Im Interesse des Haushalts besteht eine Disziplinargewalt, die jedoch nicht bis zu physischer Schädigung übertrieben werden darf. Zum zweiten aber fungiert der Vater als Vormund seiner Kinder. Er hat die Rechtsvertretung gegenüber Personen außerhalb des Haushalts wahrzunehmen, Bußen einzutreiben oder zu zahlen. Änderungen in der Rechtsstellung seines Mündels bleiben ihm überlassen. Bei Töchtern kontrolliert er die sexuelle Betätigung vor der Ehe. Er entscheidet über die Eheschließung, also über eine dauernde Festschreibung der Sexualrechte. Er behält sich das Recht vor, seine Tochter auch nach der Heirat vor Mißhandlung seitens des Ehemanns zu schützen. Der Brautpreis wird von ihm unter die Mitglieder des Haushalts verteilt.

Innerhalb der Vaterschaftsbeziehungen im engsten Sinn verleiht der Vater dem Kind ein Zugehörigkeitsrecht zum Haushalt. Damit gehört es in den weiteren Rahmen, der diesen Haushalt umgibt. Er stellt die Verbindung zu den Ahnen her. Das schließt die Miteigentümerschaft am Boden ein. Auch das Erbrecht wird über seine Person hinweg zugesichert. So weit reicht der juristische Aspekt. Im privaten Bereich wird von ihm erwartet, ohne Gegenleistung großzügig zu sein. Er vergibt Dinge, die Ansehen verleihen und als Basis für Privatbesitz dienen können. Darüber hinaus hat das Kind liebevolle Behandlung zu erwarten.

Es fällt auf, daß die Erziehungsaufgabe, von der Assmann annimmt, sie sei für das Vaterbild jeder Kultur wichtig, in diesem reichen Spektrum nicht auftaucht. Das ist kein Zufall. Gerade in segmentären Gesellschaften gibt es autarke Vereinigungen der heranwachsenden Jugend. Häufig ist der entscheidende Erziehungsakt die Initiation, die verpflichtende Einweihung in die religiösen Geheimnisse des Stammes.

Eine Institution, die nicht nur Vater und Söhne aneinanderbindet, ist die Blutrache. Sie kann durch Zahlungen abgelöst werden, dann

gibt uns die Austeilung der Summe eine Momentaufnahme schwebender Solidaritäten.

Das heißt, daß im Strahlungsbereich jener Sozialordnungen, die durch die Verwandtschaft bestimmt sind, die Rechtsverhältnisse und gegenseitigen Erwartungen nicht einfacher strukturiert sind als bei uns. Sie sind so komplex und kompliziert, wie sie bei uns nach der Überwindung der harten und klaren Konzeptionen aus römischem Rechtserbe (*patria potestas*, unbeschränktes Eigentum) wieder werden könnten, wenn die Gesetzgeber in ihrer wohlmeinenden Tätigkeit fortfahren.

Indigene Zeugungstheorien als Indiz für das Vaterbild

Der Vater ist im Zentralfeld der Ethnologie so sehr in ein Netz vielfältiger Beziehungen integriert, daß es schwierig wird, eine einheitliche Linie zu finden. Der Autor, dessen Analyse ich soeben kurz referiert habe, scheint zu glauben, daß es eine Vielzahl sozialer Konfigurationen gibt, die im Austausch je nach den Partnern realisiert werden. Das mag stimmen; wir dürfen aber nicht übersehen, daß der Mensch den Wunsch hat, seine Situation zu verstehen, also eine Vielzahl von Rollen auf ein einheitliches Konzept zurückzuführen. Es muß eine Vorstellung von der Bedeutung des Vaters für das Kind geben. Ich glaube, sie läßt sich erfassen, wenn man die Frage aufwirft, welche Rolle die verschiedenen Gesellschaften dem Vater im Reproduktionsprozeß zubilligen. Zeugungstheorien können heute vor dem Hintergrund eines fast vollständig durchleuchteten biologischen Geschehens beurteilt werden – soweit durchleuchtet, daß eine Verlegung des Vorgangs in die Retorte möglich ist, mit anschließender Implantierung des befruchteten Eies in den Körper der Frau. Nur ein Rest von Scham und wohl auch Schwierigkeiten mit dem Immunsystem versperren vorläufig die Möglichkeit, ein anderes weibliches Wesen mit dem Austragen der Frucht zu betrauen. Es wäre also heute grundsätzlich möglich, die biologische Mutterschaft genau so unverbindlich zu gestalten wie die Vaterschaft des Mannes. (Früher wurde allenfalls die Laktation an Ammen delegiert.) Ich möchte solche Überlegungen nicht weiter verfolgen, sondern den Gedanken aussprechen, der sich mir und wohl jedem Unbefangenen aufdrängt, der das Aufklärungswerk der letzten Jahrzehnte miterlebt hat. Die Zeugung ist ein im Grunde banaler, manipulierbarer Akt, sie besteht in der Verschmelzung zweier Zellen zur rechten Zeit. Liebe oder Haß der beteiligten Personen spielt keine Rolle, ebensowenig Dauer und Intensität der Bindung. Die blanke Einsicht in den Mechanismus ist nicht geeignet, Gefühle zu wecken und zu erhalten. – Die Theorien, die sogenannte Naturvölker zu diesem Thema aufgestellt haben, sind unvergleichlich

interessanter. Sie wurden meines Wissens niemals umfassend klassifiziert und übersichtlich dargestellt. Auch hier muß ich mich auf Beispiele beschränken: An erster Stelle seien die Zeugungsvorstellungen australischer Eingeborener angeführt; ich will versuchen, aus den vielen Varianten das Gemeinsame hervorzuheben.⁵ Wir finden in Australien, daß eine allgemeine sexuelle Liberalität und ein drastischer Realismus, der modernste Zustände vorwegnimmt, die innige Verbindung von Vater und Kind in keiner Weise behindern. Die Position des Vaters wird durch eine der Geburt, ja der Schwängerung *vorausgehende* spirituelle Leistung begründet. Nach dem Glauben der einheimischen Stämme sind im Menschen mehrere Seelensubstanzen präsent, die entscheidende Seele lebt seit den Tagen der Urzeit im Verein jener gewaltigen Mächte, die alles Seiende geschaffen und alles Geschehen vorherbestimmt haben, an ganz bestimmten Punkten der natürlichen Umwelt. Sehr häufig ist diese präexistente Seele anthropomorph, man stellt sie sich dann jugendlich vor, so daß der in der Literatur verwendete Ausdruck »Geistkind« berechtigt erscheint. Sie kann aber auch die Gestalt von Tieren, Pflanzen und von Naturerscheinungen annehmen. Wünscht sie sich eine Verkörperung, dann nähert sie sich, vielleicht nach mehreren Verwandlungen, dem Mann, der einer solchen Gnade würdig ist. Dieser Mann muß eine ganze Skala von Initiationsriten durchlaufen haben, d. h. Weihen, die ihm das Wissen um die Schöpfung und die Bejahung ihres Ablaufs geschenkt haben. Die Eheschließung ist erst nach dieser Vorbereitung erlaubt. Dann tritt das Geistkind an ihn heran. Er erfährt davon in einem Traum, der als Aktivität aufgefaßt wird: »Der Mann träumt um seinen Sohn«, heißt es ausdrücklich. Im Traum bittet das Geistkind um eine Mutter und der Vater erfüllt diesen Wunsch. Manchmal teilt er das mit, manchmal vollzieht er eine Zeremonie, bei den Aranda wirft er einen leichten Speer gegen die Hüfte der Frau, wodurch sie das Geistkind empfängt. Aber auch später noch muß der Vater durch Träume und Einhalten bestimmter Tabus den Weg seines Kindes begleiten. Manche Stämme glauben, daß das Geistkind nach dem Tod des Menschen wieder frei wird und zur Stätte seines Ursprungs zurückkehrt, um auf seine Wiederverkörperung zu warten. Andere lassen erkennen, daß der Weg des Menschen allmählich durch Beisetzungsfestern und Trauerperioden verzögert, ins Nichts führt, d. h. die Ewigkeit liegt nicht nach dem Tode, sondern vor der Geburt.

Verständlicherweise hat man gefragt, ob nicht simple Unkenntnis der physiologischen Zusammenhänge zur Mythisierung geführt hat. Wir können einen solchen Verdacht bei den Australiern zurückweisen, weil sie, seit Jahrtausenden in einer relativ konstanten Umwelt unter gleichbleibenden technischen Bedingungen mit der körperlichen und geistigen Bewältigung und Ausgestaltung ihrer Sexualität beschäftigt,

eine ganze Serie von teilweise raffiniert ausgedachten Verhütungsmitteln und Verhütungshandlungen erfunden haben. Technisches Wissen und geistige Konstruktion stehen hier nebeneinander, die körperlichen Vorgänge werden erkannt, aber als rein instrumental empfunden.

Nicht weniger eindrucksvoll, dazu auch noch hervorragend analysiert ist das Material, das Malinowski auf den Trobriandinseln in Melanesien aufgenommen hat.⁶ Er studierte dort während seiner Internierung im Verlauf des ersten Weltkriegs eine matrilineare Gesellschaft, d. h. die Kinder gehören in den Verwandtschaftsverband der Mutter, sie erben nur innerhalb dieses Verbandes Besitzansprüche auf Positionen und Ämter sowie magische Bindungen. Deutlich wird das schon bei jedem Trauerfall: Die dabei üblichen großen Verteilungen von Speisen müssen von der mütterlichen Seite ausgerichtet werden. Der Bevollmächtigte der Muttersippe, normalerweise der Bruder der Mutter (Kadagu genannt), erhält entscheidenden Einfluß auf das heranwachsende Kind, allerdings nicht vor dem 8.-10. Lebensjahr. Der Vater hingegen (Tama) gilt als Fremder, d. h. er ist mit dem Kind nicht blutsverwandt, obwohl doch das Kind in seinem Haus und in seinen Besitztümern aufwächst, die er seinerseits von seiner mütterlichen Sippe erhalten hat. Der Kadagu ist oft in einem anderen Dorf zu Hause, was bereits eine gewisse Formalisierung der Beziehung zur Folge hat.

Malinowski erklärte die Außenseiterrolle des Vaters mit dem Hinweis, den Bewohnern dieser Inselgruppe seien die physiologischen Vorgänge der Zeugung nicht bewußt – trotz recht guter anatomischer Kenntnisse, die sie bei der Schlachtung von Schweinen, vielleicht auch als Erbe eines früheren Kannibalismus erworben haben.

Nach dem Konzept der Trobriander liegt der Ausgangspunkt der Sexualität in den Augen. Hier entsteht die Erregung, die sich durch eine Art Rankenwerk körperabwärts fortsetzt, wobei sich überall Reaktionen bemerkbar machen. So geht es hinab bis zu den Nieren. Was sich dann bei Mann und Frau völlig parallel weiter vollziehe, sei eine Ausschüttung, die zwar Vergnügen bereite, aber mit dem Entstehen eines Kindes nichts zu tun habe. Der Körper des Kindes werde von der Mutter allein aufgebaut. Die Seele sei die eines nicht näher bestimmbaren Verstorbenen ihrer eigenen Muttersippe. Sie habe einmal bereits auf dem Archipel gelebt und sei dann auf eine ferne Toteninsel übersiedelt, wo sie unter vielen Vergnügungen, vor allem sexueller Art, eine Zeit ewiger Jugend verbrachte. Wie die Tiere des Bodens, Schlangen und Eidechsen, habe sie auf der Toteninsel die Fähigkeit, sich beim Auftreten von Alterserscheinungen zu häuten. Früher, als die Menschen noch unter der Erde lebten, besaßen sie diese Fähigkeit ohne Unterbrechung, damals gab es also keinen Tod. Es bedurfte eines frevlerischen Aktes, um diesen Zustand zu zerstören – ein sehr häufiges Mythenmotiv.

Auf der Toteninsel jedoch wird man auf die Dauer der ewigen Glückseligkeit müde. Nach anderen Versionen ist man auch den Einflüssen eines bösen Zaubers ausgesetzt. Wie dem auch sei, die Seelen werden zur Reinkarnation bereit. Mit den Wellen und dem Schaum der Wellen treiben sie auf die Trobriandinseln zu. Als Schaum oder manchmal auch als kleines Treibgut umtanzen sie die Inseln und werden ans Ufer gespült. Gelegentlich vernimmt man ihre leisen, sehnsüchtigen Stimmen. Sie sind auf der Suche nach einer bereiten Frau ihrer Sippe und es findet sich ein Geist, der aus der mütterlichen Verwandtschaft kommt, der hilft ihnen schließlich, in den Kopf – oder nach einer anderen Version in den Schoß – einer Frau zu gelangen.

Mädchen, für die eine Schwängerung Unglück und Schande bedeuten würde, enthalten sich deshalb – nicht etwa des Umgangs mit jungen Männern, die Sitten sind diesbezüglich bemerkenswert frei, wohl aber – des Badens im Meer. Sie hüten sich, dort in die Wellen zu steigen, wo die Brandung Treibgut und Schaum trägt. Andererseits bringt man Meerwasser zur Hütte, wenn eine Frau kinderlos bleibt. Hat sich das schaumgezeugte Kind im Haupte der Frau niedergelassen, dann verursacht es Übelkeit, es steigt nieder, wobei es alles Blut an sich zieht, das sonst allmonatlich verloren geht, und wird schließlich geboren.

Als Beweis, daß kein direkter Zusammenhang zwischen Geschlechtsverkehr und Befruchtung besteht, wird geltend gemacht, daß unverheiratete Mädchen trotz exzessiven Liebesleben sehr selten schwanger werden, was Malinowski erstaunt bestätigt. Er setzt hinzu, dafür könne man weder Abtreibungen verantwortlich machen, von denen er jedenfalls nichts gehört habe, noch Verhütungsmaßnahmen, die man schon in Anbetracht der Unkenntnis der biologischen Zusammenhänge ausschließen müsse. Außerdem habe man ihm mehrfach vollen Ernstes als schlagenden Beweis versichert, verheiratete Frauen würden doch Kinder bekommen, auch bei jahrelanger Abwesenheit ihres Gatten. Davon abgesehen, so führt er weiter aus, müsse man beachten, daß die Jungverheirateten in ihrem Sexualleben merkwürdig gehemmt sind. Zunächst haben sie keine eigene Hütte, sie schämen sich daher vor ihrer Verwandtschaft und sind bestrebt, ihre relativ spärlichen Umarmungen zurückhaltend und leise zu vollziehen.

Man fragt sich, welche Rolle denn überhaupt dem Ehemann zugebilligt wird. Man weiß zwar genau, daß Jungfrauen keine Kinder bekommen, aber die sogenannte Eröffnung der Fau gilt gewissermaßen als Vorbereitung für den Geburtsakt. Sie darf, wie man den Mythen entnehmen kann, nicht von einem Mann, geschweige denn vom zukünftigen Ehemann, vollzogen werden. Der Ehemann führt vielmehr in ein Leben der Respektabilität, in der nicht nur jeder Ehebruch, sondern jede offene Sexualität zwischen Eheleuten verpönt ist. Offenbar gibt es Zärtlichkeit, vielleicht mehr als bei den frühen raschen und

rasch wechselnden Kontakten, aber sie wird mit viktorianischer Zurückhaltung verborgen. Der Gatte darf seine Frau nicht stützen, er darf sie in der Öffentlichkeit nicht berühren. Jede Anspielung eines anderen auf Intimitäten zwischen Ehepartnern wäre ein Tabubruch und eine schwere Beleidigung, die zu Mord oder Selbstmord führen könnte.

Die eigentliche Aufgabe des Ehemanns beginnt erst während der Schwangerschaft. Abgesehen davon, daß er nunmehr der Frau anstrengende Arbeiten abnimmt, muß er sie mit liebender Sorge umgeben, auch in jener Zeit, in der sie ihren Sinn von den Männern überhaupt abwendet und keinen Umgang, auch nicht mit ihm, hat. Liebe wird ohnedies fast als Gegenpol der Sexualität empfunden. Sie mag zwar auch in den Augen beginnen, sie steigt aber anders und weniger tief in den Körper hinab. Sie sitzt dann in den Eingeweiden und strahlt in die Haut des Unterleibs und in die Arme aus. Deshalb umarmt man ja auch seine Freunde, ohne Begehren zu empfinden. Der Mann hat die Frau vor Zauber zu beschützen mit einem Ritual, das weiterwirkt, wenn sie sich in den letzten Monaten in das Haus ihrer Eltern zurückzieht.

Auch nach der Rückkehr aus dem Hause ihrer Mutter, wo sie unter Assistenz der Frauen der Muttersippe das Kind geboren hat – niemand darf in den Vorgang eingreifen, das Kind muß herausfallen, stellt man sich vor – bleibt der sexuelle Kontakt zwischen den Eheleuten lange tabuiert, theoretisch bis zur relativen Selbständigkeit des Kindes, praktisch bis zum Ende der zweijährigen Stillperiode. Aber das herzliche Verhältnis innerhalb der Familie wird dadurch nicht vermindert und viel Zärtlichkeit kommt dem Kind zugute. Der Vater liebkost und säubert es, er ernährt es noch während des Stillens mit einem Gemüsebrei, der schon sehr früh verabreicht wird. So wird der Vater ein milder Erzieher und Spielgefährte, der sich darin belohnt sieht, daß das Kind weiß, wer ihm die frühen Dienste erwiesen hat. Das Kind wird von ihm geprägt. Es heißt, daß die Kinder immer dem Vater ähnlich sehen; weil er mit der Mutter gelegen und zusammen gegessen habe, sei das Kind geformt worden wie Teig in einer Hand. So kommt es, daß die Kinder nach dem Tode des Vaters von seinen Verwandten besucht werden. Sie wünschen, sein Gesicht wiederzuerkennen. Auch bei tatsächlich überzeugender Ähnlichkeit zwischen Mutter und Kind darf das nie ausgesprochen werden. Noch schlimmer wäre es, eine Ähnlichkeit mit dem Mutterbruder zu erwähnen. Das würde die Mutter des Inzests beschuldigen.

Die innigen Beziehungen zum Vater lösen sich in späteren Jahren, aber sie werden nicht getrübt. Für Auseinandersetzungen ist nämlich der Mutterbruder zuständig. So erklärt sich, daß diesem gemischte Empfindungen entgegengebracht werden, denen in patriarchalischen Gesellschaften in der Regel der Vater ausgesetzt ist. Der Mutterbruder

ist seiner Schwester – der er auch in frühester Jugend immer nur unter Einhaltung strikter Regeln gegenübertrat – in Sympathie und Sorge verbunden, in die nicht der leiseste Hauch von Sexualität dringen darf. In keinem anderen Punkt sind die Tabus so strikt. Da auf den Trobriandinseln selbst kindliche Spiele meist voll von sexuellen Anspielungen sind, dürfen Bruder und Schwester niemals gleichzeitig teilnehmen. Jede Äußerung, die auf wechselseitige Sympathie hinweist, wird von den Eltern aufs äußerste schockiert zur Kenntnis genommen. Deshalb darf sich der Bruder – der sonst alles zu geben vermag, Kleidung, Nahrung – niemals um das Geschlechtsleben seiner Schwester kümmern. Er darf davon nichts erfahren und ist auch tatsächlich der einzige im Dorf, dem man den sonst üppig blühenden Tratsch vorenthält. Es heißt, ein Bruder, der seine Schwester am nächtlichen Strand in der Umarmung eines Liebhabers antraf, habe anschließend Selbstmord verübt in einer der üblichen Formen – durch Sturz von einer hohen Palme.

Inzest zwischen Bruder und Schwester gilt daher als viel schlimmer als etwa zwischen Sohn und Mutter. Man will nie von solch einem Fall gehört haben.

Anders ist es in den Mythen. Die vielleicht aufschlußreichste erzählt, wie die Schwester, von einem Zauber ergriffen, ihren Bruder verführte. Nach einem Ausbruch der Leidenschaft starben die Beteiligten vor Scham. Bei ihren Körpern aber sproß die Pflanze, die zum Liebeszauber verwendet wird.

Psychoanalytische Interpretationen liegen hier nahe. Man hat sich auf das Problem konzentriert, ob diese Konstellation den Ödipuskomplex ausschließt – oder ob ein Verdrängungsakt den Mutterbruder zum Platzhalter und Sündenbock für den Ehemann werden läßt. Mir scheint damit nicht der Kern getroffen zu sein. Hier wird der Ehemann herausgefordert, dem Bruder seiner Frau auch in zurückhaltender, asexueller Zuneigung die Waage zu halten. Er soll die Frau auf Mutterschaft einstimmen und damit eine Atmosphäre schaffen, in der das Kind sein Gesicht annimmt.

Das ist keine ungewöhnliche Erwartung. Noch im 19. Jahrhundert war man der Meinung, durch echte Freundschaft finde eine Angleichung der Gesichtszüge statt. Bei langen und glücklichen Ehen glaubt man, denselben Effekt zu erkennen. Etwas Ähnliches, eine Prägung des Ausdrucks, muß hier gemeint sein.

Eine andere recht einfache Theorie, die aber ebenfalls das Zufällige und Episodenhafte des Zeugungsaktes negiert, läuft darauf hinaus, daß das Kind langsam im Leibe der Mutter aufgebaut wird. Daraus resultiert die Forderung, daß der Vater für die Vollständigkeit (bis zu den Ohren hinauf) sorgen muß, zumindest muß er wichtige Aufbaustoffe nachliefern.⁷

Eine beunruhigende, und deshalb nicht allzu häufige Konsequenz

liegt in der Möglichkeit, daß demgemäß ein Kind mehrere Väter haben kann. Bei den Mehinacu, einem Indianerstamm Zentralbrasiens, schafft man unter Zugrundelegen dieser Annahme ein Hilfskorps für jedes heranwachsende Kind. Das Kind kann die Liebhaber der Mutter als Vater ansprechen und von ihnen Unterstützung erwarten – wenn die Mutter ihm deren Namen verrät. Das tut sie aber nur, wenn es sich um respektable und vertrauenswürdige Individuen handelt. Hexer und Ausgeflipte sowie solche, die das Inzesttabu durchbrochen haben, werden übergangen.⁸

Couvade als Sonderfall väterlicher Betreuungshandlungen

Der Anteil des Vaters muß sich nicht auf den Zeugungsakt beschränken, auch spätere Betreuungshandlungen können seine Identifikation mit dem Kind, sein Verantwortungsbewußtsein stärken. Die auffälligste Erscheinung in diesem Zusammenhang ist unter dem Namen *Couvade* in die Literatur eingegangen.⁹ Sie war bereits in der Antike bekannt. Diodorus Siculus berichtet von den Einwohnern Korsikas, jedesmal wenn eine Frau gebärt, kümmert man sich keinesfalls um ihr Wochenbett, ihr Mann jedoch legt sich nieder, wie wenn er krank wäre und seinem Leibe ein Übel zugefügt worden wäre. Schon im 17. Jahrhundert ist dann klar geworden, daß diese Sitte, das Männerkindbett, sowohl bei fernen Naturvölkern als auch im gleichzeitigen Europa, allerdings in ausgesprochenen Rückzugshorten, vorkam. In einem 1665 erschienenen Buch von Rochefort heißt es, daß sich bei den Karaibern der Mann bei der Geburt eines Kindes ins Bett gebehe, um die Wochen zu halten. »Eine Sitte, die obwohl wild und lächerlich, sich nichtsdestoweniger unter den Bauern einer gewissen Provinz Frankreichs findet. Sie nennen das ›faire la couvade‹«.

Fast um die gleiche Zeit entstand die folgende, höchst anschauliche Beschreibung. Du Tertre erzählt von den Inselkaraibern: ». . . Wenn diejenigen, welche neu verheiratet sind, einen Knaben als erstes Kind haben, verbringen sie manchmal fünf oder sechs Tage ohne zu essen oder zu trinken: andere kräftigere begnügen sich während neun oder zehn Tagen mit ein wenig Brot und Wasser, und wenn sie nicht diese strenge Enthaltensamkeit ausübten, würden sie für Feiglinge gehalten werden. . . . Eine abergläubische Handlung, welche die Männer bei der Geburt des Kindes ausüben, ist diese: . . . wie wenn das Leiden der Frau auf den Mann übergegangen wäre, fängt er an, sich zu beklagen. Unterdessen gibt man sich Mühe, ihn zu erregen: man hängt ihm schnell ein Bett in der Hütte auf, dort besucht man ihn wie einen Kranken, und man läßt ihn eine Diät halten, welche die Gicht und die Seuche der dicksten Leute Frankreichs heilen würde. Was mich angeht, so wundere ich mich, daß sie solange fasten können ohne zu

sterben, denn sie verbringen manchmal die fünf ersten Tage ohne irgend etwas zu trinken oder zu essen: bis zum zehnten trinken sie ouycou, welches ungefähr ebensoviel nährt wie Bier. Wenn diese zehn Tage vorüber sind, beginnen sie, allein cassava zu essen, trinken ouycou und enthalten sich jedes anderen Dinges während des Zeitraums von einem ganzen Monat. . . . Wenn diese 40 Tage um sind, laden sie ihre Verwandten und besten Freunde ein. Wenn diese angekommen sind, zerschneiden sie, bevor sie sich zu Tische setzen, die Haut des armen Unglücklichen mit Agutzähnen und entziehen allen Teilen seines Körpers Blut – anstatt eines nur eingebildeten Kranken machen sie recht oft aus ihm einen wirklichen Kranken: aber das ist bis jetzt erst der Fisch (wenn man so sagen darf), denn nun kommt noch die Brühe, die man ihm bereitet: Sie nehmen 60 oder 80 große Körner Piment oder indischen Pfeffer, den stärksten, den sie auftreiben können, und nachdem sie ihn in Wasser gut zerstoßen haben, waschen sie mit diesem Pfefferaufguß die Wunden und Narben des armen Opfers, welches, wie ich glaube, kaum weniger leidet, als ob man es ganz lebendig verbrennen würde: – indessen darf er kein einziges Wort sprechen, wenn er nicht als Feigling und Ehrloser gelten will. Wenn diese Zeremonie beendet ist, bringt man ihn wieder in sein Bett, wo er noch einige Tage verweilt, und die übrigen gehen, machen einen guten Schmaus und belustigen sich . . . auf seine Kosten. Aber das ist noch nicht alles, denn innerhalb eines Zeitraumes von sechs ganzen Monaten ißt er weder Vögel noch Fische, da er fest glaubt, daß dies dem Leibe des Kindes Übel zufügen könne und daß es an den natürlichen Fehlern der Tiere Teil haben werde, von denen der Vater gegessen hat: z. B. wenn der Vater Schildkröte gegessen hat, daß das Kind taub werden würde, und kein Hirn hätte, wie dies Tier; wenn er vom Manati (Seekuh) aße, daß es kleine, runde Augen haben würde, wie das Manati, und ebenso andere. Die Frauen fasten ebenso während dieser Zeit, aber nicht so streng wie ihre Gatten.«

Man hat nun viel herumgerätselt, wie dieser merkwürdige Sittenkomplex zu erklären sei. Bachofen, originell wie immer, sah in der Couvade den äußersten Triumph des Weibes im bereits geregelten Mutterrecht demetrischer Ordnung, einen Triumph, in dem der Mann den Schmerzen des Weibes unterworfen wird und sie auch noch in masochistischer Freiwilligkeit auf sich nimmt.

Inzwischen ist klar geworden, daß die sog. schwere Couvade, oder sollen wir sagen: verschärfte Couvade, die Übersteigerung von Bräuchen darstellt, die in vielen Kontinenten auftraten.

W. Schmidt ist in einer – sicher unvollständigen – Durchsicht der Literatur auf 250 Stämme oder größere Völkerschaften gestoßen (in Alteuropa, Indien, Südostasien und besonders massiv in Südamerika), die solche Maritalgebräuche kennen, dabei entdeckte er etwa 20 Fälle »verschärfter Couvade«.

So wissen wir, daß in diesem Zusammenhang Verbote auftreten, Tiere zu töten, zu quälen und zu verspotten, und daß Mittel zu Gelöstheit, Gelassenheit und Freiheit eingesetzt werden. Nach der Geburt sind Speise- und Arbeitsverbote sowie weitere Vorschriften zur Beruhigung der innerfamiliären Atmosphäre durchaus häufig. In denselben Zusammenhang gehören im Grunde auch das Gebot besonderer sexueller Aktivität in den ersten Monaten der Schwangerschaft und Totalverbote nach der Geburt.

Der Indologe Max Müller hatte nicht ganz so unrecht, wenn er meinte, es handelte sich nur um die extreme Ausgestaltung einer natürlichen und im Grunde höchst sympathischen Fürsorge für Mutter und Kind.

Die psychologische Basis solcher Maritalgebräuche scheint tatsächlich eine Art vermännlichter Mütterlichkeit zu sein, die es nicht beim Zeugungsakt allein bewenden lassen will, sondern der Frau ihren höheren, sichtbaren Anteil an der Entstehung des Kindes neidet. Es handelt sich um eine Art Wettbewerb mit Mitteln, die lediglich für unser Bewußtsein untauglich sind. Wenn der Couvade-Komplex, wenn ich so sagen darf, im Abendland selten ist, so bedarf *das* einer Erklärung – nicht umgekehrt.

Um keine Mißverständnisse aufkommen zu lassen: nicht überall geht es unter sogenannten Naturvölkern so harmonisch zu. Margaret Mead schreibt von einem dieser »devianten« Stämme, den Mundugumor in Neuguinea:¹⁰

»Die Handlungsweise des Vaters ist von gegensätzlichen Motiven bestimmt. Je kräftiger und maskuliner der Sohn, desto größer die Abneigung des Vaters gegen ihn. Die Struktur der Gesellschaft stempelt Vater und Sohn zu Feinden. Das Heranwachsen des Sohnes gibt dem Vater einen Vorgeschmack seines eigenen Abstiegs. Eifersüchtig wacht er über das Recht, die Töchter nach eigenem Ermessen und im Interesse seiner eigenen sexuellen Befriedigung einzutauschen. Mit dem Heranwachsen seiner Söhne verstärkt sich die feindliche Partei auf seinem eigenen Anwesen. Fast in jeder Hütte sitzt eine seiner mürrischen Frauen mit einem eifersüchtigen, aggressiven Sohn, der ein Recht auf die Schwestern geltend macht.«

Aber selbst die nicht gerade historisches Denken bevorzugende Forscherin hat hier von einem »Zerfall der Gesellschaft« gesprochen, unter den Bedingungen eines ungewöhnlichen Reichtums in einer üppigen Umwelt. Auch die amerikanische Gesellschaft darf nicht nach dem beurteilt werden, was in manchen Villenkolonien Kaliforniens vor sich geht.

Zeugungstheorien im Abendland

Auf das Risiko hin, mit dem Bereich der segmentären Gesellschaften die eigene Kompetenz zu überschreiten und in die Aussage anderer

Referate einzubrechen, will ich auf die Betrachtungen eingehen, die Ethnologen zu diesem Thema angestellt haben. In Zeugungstheorien des Abendlands überwiegt ganz eindeutig die Doktrin: ein Kind – ein Genitor. Auch dort, wo Kinder als ein Geschenk Gottes angesehen werden, verleiht Gott die Seele auf der Basis eines Zusammentreffens der Substanzen. Die Auffassung, daß die Befruchtung durch einen einmaligen Akt erreicht wird, findet sich schon bei Aristoteles.

Manchmal ist dieses Prinzip übertrieben worden – bis zur Leugnung des substantiellen Beitrags der Frau. Sie sei nur die Hegerin des in sie gelegten »Samens«, der ebenso die Gestalt der »Frucht« bestimmt wie der Samen die Pflanze. Allein die Worte legen eine solche Assoziation nahe.

Wir hören, daß in Ägypten solche Vorstellungen verbreitet waren.¹¹ Wir lesen in dem Aufsatz über das Vaterbild in der Dichtung Griechenlands,¹² daß Aischylos in der Orestie Apoll den Muttermord entschuldigen läßt durch die primäre Bindung des Sohnes an den Vater. Die Mutter sei die Pflegerin des neugesäten Keimes, des Gasts Gastgeberin.

Es gibt freilich Einflüsse auf das gezeugte Kind, etwa durch das »Versehen« der Mutter. Die Genesis, 1. Mose 30, 25–43, erzählt, wie Jakob die Farbe der Lämmer beeinflusst, die die Schafe des Laban werfen.

Wichtiger ist die Vorstellung, daß der physische Charakter eines Kindes mitgeprägt werde durch die Männer, mit denen die Mutter zuvor fleischlichen Umgang hatte. Man hat das Telegonie genannt. Scheinbar werden dabei Vorstellungen nebeneinander angeführt, die eine frühe Einsicht in die biologische Realität darstellen, und andere, die wir heute als Hirngespinnste ablehnen. Aber die Unterscheidung ist eine nachträgliche. Was beim Befruchtungsakt wirklich vor sich geht, ist erst 1853 bzw. 1875 festgestellt worden. Bis dahin war selbst die Unteilbarkeit physischer Paternalität ein kulturelles Konstrukt, für das es wenig Beweise gab. Wir sind daher berechtigt, den ganzen Komplex als Varianten einer Ideologie auf seine Bedeutung hin zu hinterfragen.

Im Gegensatz zu den Systemen, die ich bisher dargestellt habe, setzt das ungebrochene Verhältnis des abendländischen Vaters zum Sohne die vorsorgende Kontrolle des einmaligen Aktes der Zeugung, d. h. den uneingeschränkten, nicht nur seelischen Besitz der Mutter voraus.

Wir entdecken, daß die strenge Kontrolle der Ehefrau, die in der Blüteperiode solcher Systeme zu beobachten war, nicht nur auf sexueller Eifersucht beruhte. Vor allem die ins Metaphysische reichende Partnerschaft mit dem Erben bedarf einer Garantie ihrer biotischen Basis.

Mit dem essentiellen Widerspruch ist ein gut Teil der z. B. in den islamischen Ländern perennierenden Abschließung der Frauen, das Bestehen auf einer mörderischen Hütung erklärbar.

Eine anderweitige Lösung gäbe es erst heute – mit der Verordnung eines obligatorischen Vaterschaftstests. Wenn unsere Gesetzgeber ihre durch wenig Reflexion behinderten Reformversuche ernstnehmen und weiterhin nur die gestörte Harmonie der Seelen als einzigen Scheidungsgrund anerkennen, werden sie unversehens bei dieser Forderung landen. Entsprechende Angaben müßten gleich im Computer gespeichert werden.

Erbe und Zukunft des Abendlands

Blicken wir nun, ein häufig angemessenes Recht der Ethnologie wahrnehmend, zu den Hochkulturen hinüber, deren Vaterproblem bereits in drei einem interfakultativen Seminar erwachsenen Bänden dargelegt wurde, dann entsteht der Eindruck, daß die Verhaltensmuster, die uns dort entgegentraten, relativ einheitliche Strukturprinzipien erkennen lassen. Es fehlten jene völlig anderen Lösungen, die meist bei segmentären Gesellschaften außerhalb Europas praktiziert werden und (wie wir in paradigmatischer Darstellung hier nicht zum Ausdruck bringen konnten) in eine breite Übergangszone hineinreichen, in die vorhochkulturellen Häuptlingstümer. Gewiß, auch unter abendländischen Hochkulturen gibt es Gesellschaften, bei denen die Familien in mächtige Gentilverbände eingebunden sind, aber die engste Interaktionsgemeinschaft, Vater und Sohn, wird nicht in Frage gestellt trotz aller Konflikte, die man damit heraufbeschwört. Die Grundtendenz bleibt patriarchalisch mit wechselnden Begründungen. So sieht man im Vater die Form im Gegensatz zur dumpferen Materie der Mutter. Das Frankreich des 16. Jahrhunderts hat sich auf das Vorbild der Römer und ihre Rechtsordnung berufen. Der Protestantismus hat Auffassungen des Alten Testaments zu neuer Geltung verholfen. Man glaubt, die Stimme des Blutes zu hören, wenn sich Vater und Sohn gegenüberstehen. Gerade in einer Zeit äußerster politischer und geistiger Aktivität bricht diese Strömung durch. So entsteht unter anderem das Kolonialsystem, in dem das Prinzip der Väterlichkeit grausam überspannt gegenüber »unmündigen« Völkern angewendet wurde. Die Präformationslehren des 17. und 18. Jahrhunderts, die die passive Rolle der Frau betonen, lassen (ahnungslos) Ideen aufleben, die wir in der griechischen Antike belegt finden.

Neben das Beispiel, das Rothe aus dem spanischen Kulturbereich anführt – er analysiert ein Werk Calderóns: »Las tres justicias en una« – könnte man die eindrucksvolle Szene aus dem »Simplicissimus« stellen, in der erzählt wird, wie der verunstaltete und seine Identität verbergende Vater den Sohn küßt, bevor er zu neuen Abenteuern entschwindet. Da bricht beiden das Blut aus der Nase.¹³

Der Eindruck, den ich hier formuliert habe, ist von Bachofen mit fast

schwülstiger Sprachgewalt zur These verdichtet worden.¹⁴ Sie hat die Erzväter der Ethnologie in den Bann gezogen: Mac Lennan, Bastian, Morgan. Da heißt es, daß am Anfang der menschlichen Sozialentwicklung ein »Ursumpf« bestanden habe, eine Zeit unregelter Geschlechtsbeziehungen. In diesem Stadium des Hetärismus konnte natürlich von einer Bindung an den Vater keine Rede sein, es war nur Mutterliebe möglich, »diese geheimnisvolle Macht, welche alle Wesen der irdischen Schöpfung gleichmäßig durchdringt.« (Modern ausgedrückt heißt das, daß Mutterliebe allein eine biologische Basis hat). Das Streben des Weibes nach Ordnung habe schließlich den chaotischen Zuständen ein Ende gesetzt. Bei Bachofen lesen wir:

»Dem Mißbrauche des Mannes schutzlos hingegeben und, wie es eine von Strabon erhaltene arabische Tradition bezeichnet, durch dessen Lust zu Tode ermüdet, empfindet sie zuerst und am tiefsten die Sehnsucht nach geregelten Zuständen und einer reineren Gesittung, deren Zwang der Mann im Bewußtsein höherer physischer Kraft nur ungerne sich bequemt.«

So entsteht die demetrische Gynaikokratie, also Ehe und eheliche Keuschheit – aber ganz im Zeichen der Frau. So schwerwiegend und hart wird freilich diese Veränderung empfunden, daß Bräuche entstehen, die zuerst für alle Frauen einschließlich der Matronen, später aber nur mehr für die jungen Mädchen, kurze Perioden sexueller Preisgabe an alle Männer vorschreiben. Eine Spielart dieser Phase ist das Amazonentum. Dann aber folgt jener Schritt, durch den eine neue Phase der Gesittung eingeleitet wird, indem, um mit Lévi-Strauss zu sprechen, endgültig die Kultur über ihren »natürlichen« Gegenpol triumphiert. Bachofen schreibt, dem Stile der Zeit entsprechend:

»Der Fortschritt von der *mütterlichen* zu der *väterlichen* Auffassung des Menschen bildet den wichtigsten Wendepunkt in der Geschichte des Geschlechtsverhältnisses. Teilt die demetrische Lebensstufe mit der aphroditisch-hetärischen den Prinzipat des gebärenden Muttertums, das nur durch die größere oder geringere Reinheit seiner Auffassung zu der Unterscheidung jener beiden Formen des Daseins hinführt, so liegt dagegen in dem Übergang zu dem Paternitätssysteme ein Wechsel des Grundprinzips selbst, eine vollständige Überwindung des frühern Standpunkts. Eine ganz neue Anschauung bricht sich Bahn. Ruht die Verbindung der Mutter mit dem Kinde auf einem stofflichen Zusammenhange, ist sie der Sinneswahrnehmung erkennbar und stets Naturwahrheit, so trägt dagegen das zeugende Vätertum in allen Stücken einen durchaus entgegengesetzten Charakter. Mit dem Kinde in keinem sichtbaren Zusammenhange, vermag es auch in ehelichen Verhältnissen die Natur einer bloßen Fiktion niemals abzulegen. Der Geburt nur durch Vermittlung der Mutter angehörend, erscheint es stets als die fernerliegende Potenz. Zugleich trägt es in seinem Wesen als erweckende Ursächlichkeit einen unstofflichen Charakter, dem ge-

genüber die hegende und nährenden Mutter als Materie, als Ort und empfangender Stoff des Werdens, als Amme sich darstellt. Alle diese Eigenschaften des Vätertums führen zu dem Schlusse: in der Hervorhebung der Paternität liegt die Losmachung des Geistes von den Erscheinungen der Natur, in ihrer siegreichen Durchführung eine Erhebung des menschlichen Daseins über die Gesetze des stofflichen Lebens.«

Freilich gibt es dann auch in der Zeit der Männerherrschaft eine Evolution: Dionysos in seiner phallischen Pracht leitet den Wandel ein, ihm folgt Apoll, der sich von jeder Bindung an das Weib losmacht, und schließlich Zeus, der in beherrschtem Gleichgewicht sowohl die Beziehung zum Weibe wie den Schutz des Kindes in seine Vollkommenheit einreicht.

Natürlich würde man diese These, deren Erklärungswert etwa für die jungpaläolithischen Frauenstatuetten unbestritten bleibt,¹⁵ heute viel vorsichtiger formulieren. Man würde einräumen, daß es in der Frühzeit, in der Bachofen den »Ursumpf« vermutete, bereits eine gemäßigte Dominanz des männlichen Prinzips gegeben haben könnte (in den sog. »Urkulturen«). Man würde hinzufügen, daß in der breiten Schicht neolithischer Kulturen neben matriarchalen auch ganz andere Systeme existierten. Aber – und das ist entscheidend – vor dem Entstehen der Zivilisationen (dieser Ausdruck entspricht annähernd dem bisher gebrauchten Terminus »Hochkulturen«), war die Herrschaft der Vateridee weniger strikt. Damit waren Gestaltungen des Zusammenlebens möglich, die mehr Freiheit für das heranwachsende Individuum, vor allem aber für die Frauen gewährten. Warum sind diese Gestaltungen dann zurückgedrängt worden? Waren sie weniger effektiv? Die Selektion, die auf vielen Ebenen erfolgt, überall dort, wo lebende Systeme mit anderen konkurrieren müssen, scheint sie spannungsgeladene Konfrontationskulturen mit ihrer Aktionseinheit »Vater und Sohn« zu begünstigen. Das jüdische Gemeinwesen hat Jahrtausende in einer fast immer feindlichen Umwelt überdauert. Gerade in ihm ist die konfliktbeladene Bindung an den Vater evident, was zum Erlebnishintergrund für einige der interessantesten Gedanken Freuds geworden ist.

Daß der – manchmal erschreckende – Erfolg des Abendlandes wirklich von einem intrafamiliären »Nuklearkomplex« (Vater/Kind – nicht Mutter/Kind wie in Afrika) abhängt,¹⁶ ließe sich mit dem Hinweis verteidigen, daß die mächtigsten Zivilisationen außerhalb des abendländischen Rahmens in der Betonung der Vater/Sohn-Bindung kaum zurückstehen. Man bedenke die Bedeutung des Ahnenkults und der Achtung des Alters in den großen Kulturen Ostasiens.

Mit anderen Worten, es hat den Anschein, als gehöre das Konzept der Väterlichkeit unter Zurückdrängen der übrigen Verwandtschaftsbe-

ziehungen zu jenen Institutionen, die das Entstehen von Hochkulturen begünstigen.

Dann stimmt es aber nachdenklich, wenn Margaret Mead, die man den bedeutendsten und einflußreichsten Ethnologen der unmittelbaren Vergangenheit nennen kann, in geradezu beschwörenden Predigten die These vertrat, die Spannungen in unserer Gesellschaft könnten abgebaut werden, wenn man wieder das Spiel mit verteilten Rollen einführt und die übermächtige Gestalt des Vaters von ihrer Verantwortung befreit. Damit könnte auch das Streben nach exklusivem Besitz der Frau gemildert werden. Der Verlust an Paternalität bekommt so fast Erlösungscharakter, und zwar für beide Geschlechter. Wer sehnt sich nicht nach Samoa, wenn er in einem der am weitesten verarbeiteten Bücher dieser großen, eben verstorbenen Forscherin liest: ¹⁷

Es »spielt niemand mit hohem Einsatz, niemand zahlt einen hohen Preis, niemand leidet für seine Überzeugung oder kämpft bis zur Ermattung für ein besonderes Ziel. Unstimmigkeiten zwischen Eltern und Kindern werden dadurch beseitigt, daß das Kind auszieht, Unstimmigkeiten zwischen einem Mann und einem Dorf durch den Wegzug des Mannes in das nächste Dorf, zwischen einem Ehemann und dem Verführer der Frau durch ein paar feine Matten. Die Menschen sind weder von Armut noch von großen Unglücksfällen bedroht; sie haben also keine Ursache, um ihr Leben zu zittern oder um ihre Existenz besorgt zu sein. Kein unversöhnlicher Gott, der schnell erzürnt ist und streng bestraft, stört den gleichförmigen Ablauf der Tage.«

Ist es da mehr als eine konziliante Beschwichtigung, wenn wir später die Warnung vernehmen, eine so komplizierte und vielschichtige Gesellschaft wie die unsere könnte ein derartiges Erziehungsschema, wie es dem Idyll zugrunde liegt, natürlich nicht spontan entwickeln? (Nicht spontan – das heißt, wohl geplant wäre es durchaus möglich!)

Unsere Kultur dürfe sich nicht mehr an die Vergangenheit, sondern müsse sich an einer noch unbekanntem Zukunft orientieren. Der heutige Vater möge sich daran gewöhnen, nicht mehr in einer »postfigurativen« Kultur zu leben. Er sei eben in eine präfigurative Phase geraten, in der Eltern auch von ihren Kindern lernen müssen. Das heißt auf gut Deutsch, das Erfahrene kann man in Paperbacks kaufen – die Erfahrung ist wertlos geworden!

Und was wird nun als Abhilfe empfohlen? Die Eltern mögen den Nachkommen völlige Entscheidungsfreiheit gewähren, eigene Lösungen in einer pluralistischen Gesellschaft zu wählen, allerdings ohne Außenstehende zu belästigen.¹⁸

Margaret Mead hat allerdings Konsequenzen *nicht* gesehen, die sich täglich vor unseren Augen einstellen: Der Entzug aller bisherigen Kompetenzen unter Belassung, ja Verstärkung der einklagbaren, obrigkeitlich geregelten Verpflichtungen finanzieller Art macht die

Vaterrolle (wir haben gesehen, ein komplexes Rollenbündel) höchst unattraktiv. Das trifft letzten Endes das Kind. Tellenbach hat in seiner treffenden Analyse der Situation von einer »Unverfügbarkeit« des Vaters gesprochen.¹⁹ Sie löse psychische Defekte, vor allem des Sohnes aus. Handelt es sich nicht häufig um einen regelrechten »Vaterstreik«? Für den »Streik« können viele Begründungen nachgeschoben werden, u. a. Berufsverpflichtungen. Sind sie nur vordergründig, dann wird das Gewähren von mehr und mehr Freizeit, das zeitweise Aussetzen solcher Berufsverpflichtungen diesbezüglich ohne Erfolg bleiben. Die Entlasteten flüchten in Hobby und Gruppentourismus.

Unvermeidlich wird der Staat hier und dort einspringen. Er übernimmt eine Ausfallhaftung und verschleiert damit die Folgen des »Vaterstreiks«. So wird der Staat allmählich zum Erzvater der Nation hochstilisiert – und versagt doch in dieser Funktion, weil gleichzeitig von ihm wohlwollende Duldung aller Wünsche erwartet wird.

Anders ist es in absoluten Staaten, deren Zahl sich immer noch vermehrt. Dort degenerieren zwar unter Umständen die Familien, verbleibende Reste der Privaterziehung werden von den Müttern wahrgenommen, aber an der Spitze von Staat und Partei muß eine imposante Vaterfigur stehen, wenn das System funktionieren soll. Daß dabei ödipale Situationen entstehen einschließlich der erlösenden Identifikation mit dem unbegreiflichen Patriarchen, haben erstmalig die Schauprozesse der Stalinzeit der Welt vorgeführt. Das Verstaatlichte Über-Ich ist der bedrohliche Ausweg unserer Zeit, besonders für Völker, die den Übergang in die »vaterlose Gesellschaft« noch rascher und radikaler vollziehen müssen als wir selbst.

Zu K. Jettmar, Das Vaterbild als Thema der Ethnologie, S. 134 ff.

- 1 W. E. Mühlmann, Umriss und Probleme einer Kulturanthropologie, in: ders. und E. W. Müller; Kulturanthropologie, Köln/Berlin 1970. Auf das Problem, daß die von mir vertretene Disziplin in verschiedenen Sprachbereichen unter verschiedenen Bezeichnungen geführt wird – mit leicht divergierender Problemstellung –, kann hier nicht eingegangen werden. Ethnologie ist hier ein Äquivalent für Cultural (Social) Anthropology.
- 2 J. F. Thiel, Grundbegriffe der Ethnologie. Vorlesungen zur Einführung, St. Augustin 1977, S. 82–93.

- 3 So beschreibt E. W. Müller (in: *Entwicklungspolitik – Handbuch und Lexikon*. Stuttgart/Berlin/Mainz o. J., Sp. 1084), daß die Ehe als »rechtliche Institution, die den Status der Kinder bestimmt, nicht unbedingt identisch sein muß mit der Zeugungsgemeinschaft«.
- 4 R. M. Keesing, *Towards a Model of Role Analysis*, in: *A Handbook of Method in Cultural Anthropology* (ed. R. Naroll and R. Cohen), New York und London 1973.
- 5 E. A. Worms und H. Petri, *Die Religionen des australischen Festlands*, in: *Die Religionen der Südsee und Australiens. Die Religionen der Menschheit* 5,2. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1968, bes. S. 274–279.
- 6 B. Malinowski, *The Father in Primitive Psychology*, New York 1966 (erstmalig publiziert 1927).
- 7 Belegt bei den Azande. Vgl. J. A. Barnes, *Genetrix: Genitor: Nature: Culture*, in: *The Character of Kinship*, ed. J. Goody, London 1973, S. 71.
- 8 T. Gregor, *Privacy and Extra-Marital Affairs in a Tropical Forest Community*, in: *Peoples and Cultures of Native South America*, ed. D. R. Gross, New York 1973, S. 246.
- 9 Zum Folgenden vgl. W. Schmidt, *Gebräuche des Ehemannes bei Schwangerschaft und Geburt*. Wiener Beiträge zur Kulturgeschichte und Linguistik, X, Wien/München 1954.
- 10 M. Mead, *Jugend und Sexualität in primitiven Gesellschaften*, 3: *Geschlecht und Temperament in drei primitiven Gesellschaften*, München 1970, bes. S. 169.
- 11 Zum Folgenden vgl. Barnes, a.a.O., S. 66–71. Zur Aussage über Ägypten: J. Needham, *A History of Embryology*, Cambridge 1959, S. 43.
- 12 W. Lemke, *Das Vaterbild in der Dichtung Griechenlands*, in: *Das Vaterbild in Mythos und Geschichte* (Hrsg.: H. Tellenbach), Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1976, S. 116.
- 13 A. Rothe, *Vater und Familie in der spanischen Literatur des Goldenen Zeitalters*, in: *Das Vaterbild im Abendland II* (Hrsg.: H. Tellenbach), Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1978.
- 14 J. J. Bachofen, *Mutterrecht und Urreligion – eine Auswahl* (Hrsg.: R. Marx), Stuttgart 1954. Zitiert wird aus den Seiten 108–133.
- 15 A. Hultkrantz, *Bachofen and the Mother Goddess*. *Ethnos* 1961: 1–2, Stockholm.
- 16 Zum Begriff »Nuklearkomplex« vgl. A. Parsons, *Is the Oedipus Complex Universal?*, in: *Man and His Culture* (ed. W. Muensterberger), New York 1970.
- 17 M. Mead, *Jugend und Sexualität in primitiven Gesellschaften*, 1: *Kindheit und Jugend in Samoa*, München 1970, S. 167.
- 18 M. Mead, *Der Konflikt der Generationen – Jugend ohne Vorbild*, München 1974. Wichtige Ausführungen zu diesem Thema bei H. Lang, *Psychiatrische Perspektive zur Frage nach dem Vater*. In: *Das Vaterbild im Abendland I* (Hrsg.: H. Tellenbach), Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1978.
- 19 H. Tellenbach, *Suchen nach dem verlorenen Vater*, in: *Das Vaterbild in Mythos und Geschichte* (Hrsg.: H. Tellenbach), Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1976, S. 7.